



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

---

enthält. Der König nimmt sie in die Hand und beginnt sie heftig zu schütteln. Schäumt die Medizin kräftig auf und fließt sie in reichem Erguß über den Rand des Gefäßes herab, so ist dies ein gar gutes, tröstliches Zeichen; denn die eigene Partei wird unfehlbar siegen. Kommt dagegen nur wenig Schaum, so muß man für heute mit dem Kampfe warten, und morgen die Zeremonie aufs neue beginnen.

Manchmal schüttelt man auch zwei Kalabassen, eine schwarze und eine weiße. Die schwarze repräsentiert den Feind, die weiße das eigene Heer. Die Partei, deren Gefäß zuerst überschäumt, siegt, d. h. für heute, wenn man jetzt gleich in den Kampf zöge. Ist daher das Zeichen ungünstig, so heißt es einfach warten und die Probe solange wiederholen, bis sie den eigenen Sieg in Aussicht stellt. Der Jnyanga oder Kafferdoktor steckt zuweilen auch zwei Speere leicht und sachte in die Erde; auch sie repräsentieren die beiden Armeen. Kommt nun ein Wind und neigt den feindlichen Speer, oder bringt er ihn gar zu Fall, so bricht die ganze Armee jubelnd auf in den Krieg, denn der Sieg ist ihr gewiß! —

Selbstverständlich muß aber nicht bloß der gemeine Mann „gedoktert“ werden, sondern vor allem auch der Häuptling oder Fürst. Ihm überreicht der Jnyanga ganz ausgesuchte Medizinen und Kräuter von seltener Stärke und Heilkraft. Der Fürst geht damit an den Fluß und zerreibt sie auf einem Stein, bis etwas Saft herauskommt. Nun hält er die Kräuter über sein Haupt und läßt von dem heilbringenden Saft etwas über seine Arme und den Rücken laufen, was ihn wunderbar stärkt, während zu gleicher Zeit der feindliche Chief elendiglich geschwächt und entnervt wird. Zuletzt nimmt der Häuptling wieder das Gefäß, stellt es auf den Boden und reibt und mischt darin die geheimnisvollen Medizinen mit den Worten: „Nun vernichte ich meinen Feind! Er ist bereits vernichtet; hier liegt er in meinem Gefäß, er ist überwunden, besiegt, entkräftet! Ich zertrete ihn! Durch Zaubermacht habe ich ihn überwunden, ich sehe es deutlich am Aufschäumen der Medizin in diesem meinem Gefäße!“ — Kann er noch eines Gegenstandes habhaft werden, der dem feindlichen Häuptling gehört, so muß er unfehlbar in den Topf; denn dadurch wird der Gegner am wirksamsten gefnebelt und unter die Füße getreten.

Sind die Vorzeichen gut, — und sie müssen es sein, denn sonst werden sie einfach so oft wiederholt, bis es stimmt, — dann bestreichen die Krieger ihre Augenbrauen mit rotem Ocker und ziehen in den Kampf. Die Zulufaffern kämpfen mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und Ausdauer. Davon können auch die Buren und Engländer erzählen! Alles hängt jedoch bei ihnen vom Vertrauen auf die eigene Sache ab. Winnt ihnen der Sieg, so sind sie einfach unwiderstehlich, schwindet diese Zuversicht, so ist bald das ganze Unternehmen als ein verlorenes anzusehen. Der Kaffer kann beides sein, mutig, tapfer und tollkühn bis zum Erzeß, aber auch lächerlich abergläubisch und furchtsam. Daher der widerstreitende Erfolg: staunenswerte Siege und schimpfliche Niederlagen kurz nacheinander.

Ist der Krieg zu Ende, so wird der überwundene Häuptling in den Königstraal des Siegers gebracht. Dieser ruft einen Zauberer herbei, daß er ihm einen stärkenden Trank verabreiche. Der Gegner ist zwar besiegt und gebunden, aber dennoch erscheint es nicht ratsam, ihm ohne den Schutz eines Zaubermittels gegenüberzutreten; denn auch gebunden verfügt er vielleicht noch über geheime Kräfte. Steht der gefesselte Feind

vor dem Sieger, so springt dieser dreimal in die Luft und bohrt sodann seinen Mßgabel in die Brust des Gegners, nicht nur einmal, sondern zehn- und zwanzigmal; denn er soll auf immer in Grund und Boden hinein vernichtet werden. War der Erschlagene ein starker, mutiger Krieger, so ist es sehr vorteilhaft, aus gewissen Teilen seines Leibes, wie aus Herz und Leber, stärkende Medizinen zu bereiten und sie zu verzehren, denn dann gehen all seine trefflichen Eigenschaften auf den Sieger über. Der Schädel des Gegners wird aufbewahrt und zu einem Medizinofaße verarbeitet; denn hier halten sich die Zaubermittel vorzüglich gut und gewinnen bedeutend an Kraft und Wirksamkeit.

Bei einigen Stämmen müssen die Krieger, die in der Schlacht verwundet wurden, sowie jene, die einen Feind getötet hatten, einen Reinigungsprozeß durchmachen. Sie dürfen ihrem Fürsten nicht unter die Augen treten und keine Milch genießen, bevor sie „gedoktert“ wurden. Der Prozeß ist übrigens einfach: der Jnyanga oder Doktor schlachtet einen Ochsen, nimmt die Galle und sonstige Eingeweide und siedet sie mit einem Gemisch bitterer Kräuter. Jeder verwundete Krieger muß dreimal einen Schluck von dem appetitlichen Gebräu nehmen unter der weisen Mahnung des Doktors, nicht zu gierig zuzugreifen. Der Rest der Medizin wird als Heilwasser über die Anwesenden ausgegossen. Sodann nimmt jeder Verwundete einen Stock, spuckt dreimal darauf und wirft ihn gegen die feindliche Grenze zu mit den Worten: „Sei vernichtet!“ Ein kräftiges Purgiermittel vollendet die leibliche Reinigung.

Im Beichuanaland schneidet jeder Krieger, der einen Feind erlegt hat, in der Magenegend ein Stückchen aus dessen Haut. Die Beute gilt als Beweis, wie viele Feinde er erlegt und öffnet ihm jegliche Tür, selbst die des obersten Häuptlings. Der Doktor aber macht in die Brust des Siegers ebenso viele Einschnitte, als er Beweise vorlegt, und so ein Denkzeichen trägt er mit ebensoviel Stolz, wie ein Europäer etwa das Eiserne Kreuz oder das Zeichen der Ehrenlegion.

## Missionsreisen im Kongoland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Auf der Weiterreise bekamen wir viele Arten uns unbekannter Tiere zu Gesicht. Da war vor allem eine Menge kleiner Affen von verschiedenen Farben, die sich wie lose Jungen auf den Gipfeln hoher Bäume tummelten, ferner zwei Bakaffen, Tiere, welche den Büffeln gleichen, aber wie Löwen brüllen und immer paarweis zusammengehen. Sie sind weiß mit schwarzen und roten Flecken, haben eine halbe Elle lange Ohren und gerade Hörner. Sie fliehen vor dem Menschen nicht, fügen ihm aber auch kein Leid zu, falls sie nicht gereizt werden. Hoch oben auf einem Berge sahen wir eine wilde Bestie mit gelb und schwarz gestreiftem Fell; der Dolmetscher sagte uns, das sei ein Leopard, der zähle zu den wildesten Raubtieren des ganzen Landes. Am besten gefielen uns die Zebras; sie kommen an Größe und Gestalt etwa einem Maulesel nahe und haben rings um den ganzen Leib weiße und schwarze Streifen, als wären sie von einem Maler angestrichen worden. (Siehe Bild S. 178.)

Einmal stießen wir auf dem Marsche auf ein schlafendes Tier. Von dem Lärm, den unsere Träger machten, wachte es auf, sprang mit einem mächtigen Satz in die Höhe und entfloh in die Wildnis. Dem Körperbaue nach würde ich es für einen Wolf gehalten haben, doch es hatte einen unverhältnismäßig großen,

häßlichen Kopf; wahrscheinlich war es eine Hyäne. Sehr häufig beobachteten wir eine Art einheimischer Ziegen; sie ergriffen vor uns die Flucht und blieben dann eine Weile stehen, um aufeinander zu warten. Wilde Hühner sängen wir in Menge; sie waren weit größer als unsere Haushühner und ihr Fleisch schmeckte wie das der Hasen.

Als wir am dritten Tag wieder in eine Libatte (großes Dorf) eingezogen waren, schloß man hinter uns das Tor. Es bestand aus wildem, dürrem Dornengebüsch, während lebendige Dornhecken die einer starken Mauer gleichende Umzäunung bildeten. Man wies uns zwei Hütten zum Nachtlager an. Da aber die Hitze da drinnen ganz unerträglich war, zog ich es vor, unter freiem Himmel zu schlafen. Ich befestigte nämlich das eine Ende meines Hamaks (einer Art Tragsänfte) an der Dachspitze der Strohhütte, das andere an zwei kreuz-

obchon ich offen gestehe, daß mir zuweilen vor Furcht das Herz in der Brust mächtig klopfte.

Am nächsten Morgen suchte ich meinen Gefährten auf und fragte ihn, ob er auch solche Todesängsten ausgehtanden habe, wie ich. Er aber versicherte mir, er habe in seiner kühlen Hängematte so gut geschlafen, wie noch nie und habe rein gar nichts gehört. — „O du Glücksvogel,“ sagte ich, „Vater Michelangelo, hätten die Löwen den Zaun durchbrochen, so wärest du ins Paradies gekommen, ohne zu wissen, wie.“ — Er aber entgegnete: „Die göttliche Vorsehung wacht immer über die ihrigen und gibt sie nicht der Wut unvernünftiger Tiere preis.“

Nachdem wir einen Vortrag gehalten und einige Kinder getauft hatten, setzten wir unsere Reise fort. Um die Mittagszeit kamen wir an einen Bach mit gutem Trinkwasser. Wir machten Halt, legten uns in den



P. Jsebard mit Kaffernknaben in Mariannhill.

weis aufgepflanzten Pfählen und legte mich hinein. Michael Angelo folgte meinem Beispiel und machte es ähnlich an einer zweiten, nicht allzuweit von mir entfernten Hütte.

Da nahten gegen Mitternacht drei Löwen. Ihr Gebrüll glich buchstäblich dem Donner, und es war, als ob alles rings herum vor Schrecken zitterte und bebe. Erschrocken fuhr ich aus dem Schläfe auf, und wäre der große, dicke Dornzaun nicht gewesen, so hätte Dionysio Carli seine italienische Heimat nicht wieder gesehen. Der Mond schien helle; ich richtete den Kopf ein wenig in die Höhe, ob ich etwa die Bestien sehen könnte, allein der Zaun war so breit und stark und so dicht belaubt, daß ich nichts von ihnen entdecken konnte, obschon sie sehr nahe waren; denn sie brüllten hart vor dem Tore und bewegten sogar einigemal das Gebüsch. Anfangs hatte ich im Sinn, mich in die Hütte zurückzuziehen, dann aber erwog ich, daß der Zaun doch zu hoch und breit sei, als daß sie ihn überspringen könnten. So blieb ich also bis zum Anbruch des Tages in meinem Hamak,

Schatten eines großen Baumes und ruhten aus, während sich die Neger daran machten, Brennholz zu suchen, um uns aus einer Art Hirse, von ihnen Massomaniui genannt, ein Mittagessen zu bereiten. Als sie zurückkehrten, zog mein Gefährte seinen Stahl hervor, um Feuer anzuschlagen, der Neger aber, welche die Stelle des Roches versah, bedeutete ihm, sich diese Mühe zu ersparen, nahm ein ungefähr zwei Finger dickes Brettchen, in dem mehrere, nicht ganz durchgehende Löcher saßen, steckte in eines derselben einen dünnen Holzspahn und drehte ihn zwischen beiden Händen mit großer Schnelligkeit hin und her, bis es plötzlich hell aufflammte. Indessen hatten die andern Schwarzen Hirse ausgeklopft und machten sich daran, in mehreren großen Töpfen eine kräftige Suppe zu kochen. Als Zuspeise aber dienten geröstete Süßkartoffeln, die in jenem Lande in unglaublicher Menge wachsen.

Während wir so gemütlich beieinander saßen, kam plötzlich ein riesiger Elefant dahergetrabbt. Er war nicht viel kleiner, als ein beladener Heuwagen und schien

nicht mehr jung zu sein, denn es fehlte ihm ein Zahn und er ließ ganz bedenklich den Kopf hängen. Die Schwarzen sprangen erschrocken auf und schossen nach ihm mit vergifteten Pfeilen. Ein anderer aber war klüger; er ergriff einen Feuerbrand und zündete schnell eine der nahen Strohütten an. Durch die mächtig auflodernde Flamme erschreckt und von drei Pfeilen getroffen, nahm der Elefant Reißaus, aber leider verbreitete sich das Feuer hinaus ins dürre Gras und verzehrte eine Meile weit alle Bäume und Gesträuche. Die darin verborgenen Tiere ergriffen eiligst die Flucht, wir aber kamen gegen Abend ungefährdet zum nächsten Dorf. Doch während der Nacht träumte ich noch wiederholt von dem kolossalen Tier, das mir durch sein unerwartetes Auftreten keinen geringen Schrecken eingelöst hatte.

Am nächsten Tag hatten wir ein neues, nicht minder schreckliches Abenteuer. Da kam uns nämlich auf dem Marsche eine gewaltige, riesengroße Schlange entgegen. Ich lüge nicht, wenn ich sage, sie war sicher ihre 25 Fuß lang, denn ich habe später die Haut einer ähnlich großen Schlange gesehen und gemessen, die mein Freund Michaele Angelo als Merkwürdigkeit an seinen Vater nach Europa sandte. Der Kopf des Tieres, der oft übers Gras hervorragte, war so groß wie der eines Kalbes, und unser Schrecken war um so größer, als das Ungeheuer gerade jenen Fußpfad innehielt, auf dem wir selbst marschierten.

Die Neger erhoben bei diesem Anblick ein furchtbares Geschrei, sprangen zur Seite und liefen eiligst einem nahen Hügel zu, um der Schlange Zeit und Raum zu lassen, in Ruhe ihres Weges zu ziehen. Wir beobachteten von der Höhe aus genau, wie sie vorankroch. Die hohen Grashalme hoben und senkten sich, als ob eine Kolonne von etlichen zwanzig Mann hindurchmarschierte. Wir warteten länger als eine Stunde, bis sie vorüber war und suchten dann behutsam wieder unsern Fußpfad auf.

Bei diesem Anlasse aber habe ich neuerdings gesehen, daß auf die Schwarzen im Falle der Not absolut kein Verlaß ist. Sie fürchten sich wie kleine Kinder, und jeder denkt nur daran, die eigene Haut zu retten. Wie sehr bedauerte ich, daß wir uns nicht mit einer guten Büchse versehen hätten; sie hätte uns bei vielen Anlässen vortreffliche Dienste getan. So aber waren wir bei jeder Gefahr seitens wilder Tiere nur auf die Schnelligkeit unserer Füße angewiesen, oder mußten es versuchen, das Gras in Brand zu stecken. Doch wir setzten unsere Hoffnung auf den Herrn; wir wußten uns in Gottes Hand und sind in dieser unserer Hoffnung nie zu Schanden geworden.

(Fortsetzung folgt.)

### Missionsverhältnisse in „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Mansuet Poll, R. M. M.

Es sind nun bald 1½ Jahre her, daß ich das letztemal aus meiner dem hl. Joseph geweihten Missionsstation ein Lebenszeichen gegeben; drum heute wieder einige Zeilen.

Zunächst ein Wort über die Charaktereigenschaften der hiesigen Kaffern. Es kommt hier allerdings viel auf den einzelnen Stamm und die betreffende Gegend an, in der eine Missionsstation liegt. Die einen Kaffern sind eifrig und treu, zu jedem Opfer bereit und scheuen keine Mühe, fleißig zur Kirche zu gehen und ihre Kinder zum Schulbesuche anzuhalten. Andere hingegen sind nur schwer fürs Christentum zu gewinnen, oder lassen es an

der nötigen Festigkeit und Ausdauer im Guten fehlen. Dabei kommt es natürlich auch viel auf den einzelnen an; in jedem Stamme, auch bei einem tiefgesunkenen, gibt es gute, ja vortreffliche Seelen, wie es umgekehrt auch in der besten Christengemeinde einzelne Schwache und Abtrünnige geben kann.

Im allgemeinen glaube ich nun von den in meiner gegenwärtigen Mission, hier in der Nähe von Ladysmith, wohnenden Schwarzen sagen zu müssen, meine ersten diesbezüglichen Berichte seien etwas zu optimistisch gefärbt gewesen. Ins Gesicht reden hier die Leute gar freundlich mit dem Missionär und sagen zu allem „Ja und Amen“, doch wenn es gilt, Ernst zu machen, so bleiben die meisten bei ihrem heidnischen Aberglauben oder den protestantischen Irrtümern. Es wird noch viel Geduld brauchen, viel Arbeit und Gebet, bis dieses ganze Volk katholisch wird.

Mir scheint, die Buren, unter deren Botmäßigkeit diese Schwarzen viele Jahrzehnte hindurch gestanden und zum Teil noch stehen, haben durch ihre harte und rücksichtslose Behandlung wesentlich dazu beigetragen, sie zu solchen Schmeichlern und Lugendienern zu erziehen. Lüge und Diebstahl kommen in hiesiger Gegend häufig vor, und von den mannigfachen Verstößen gegen das 6. Gebot will ich lieber schweigen. Christliche Mädchen, die weit entfernt von der Missionsstation im elterlichen Kraale leben, kommen oft in große Gefahr, Glaube und Unschuld zu verlieren, weshalb ich mich nur schwer dazu entschließen kann, sie zu taufen, bevor es mir nicht möglich ist, ihnen hier, in „St. Joseph“, ein sicheres Asyl anzubieten.

Gottlob kann ich den Kaffern, die in beträchtlicher Entfernung von hier wohnen, ein weit besseres Zeugnis ausstellen, und es ist mir mit der Gnade Gottes gelungen, hier ein Notkirchlein zu erbauen und da und dort eine feste Katechistenstelle zu errichten, sodaß gegründete Hoffnung vorhanden ist, mancher dieser Bläse werde sich im Laufe der Zeit zu einer eigentlichen Missionsstation entwickeln. Es sei mir gestattet, einige derselben namhaft zu machen.

Die erste und bisher einzige Außenstation, wo im letzten Winter ein Notkirchlein erbaut wurde, ist der sieben Meilen entfernte Ort unter dem Titel „Pons coeli, Himmelsbrücke“, geweiht. Der Titel mag vielen neu erscheinen, doch bin ich keineswegs der erste, welcher die allerseligste Jungfrau so genannt hat. Die Genesis dieses Kirchleins ist folgende:

Etwa sechs englische Meilen oberhalb Ladysmith, an der Bahnlinie, die von dort nach dem ehemaligen Orange-Freistaat führt, liegen ziemlich viele Kaffernkraale, deren Inassen bei meinen gelegentlichen Besuchen recht guten Willen zeigten. Ich suchte nun mit der Zustimmung meines Obern von einem dortigen gutgesinnten Lutheraner zwei englische Acres für Missionszwecke zu pachten, was mir auch gelang. Welchen Namen sollte ich nun der neuen Filiale geben? Es befinden sich in nächster Nähe drei starke Brücken; zwei derselben, eine Straßenbrücke und eine Eisenbahnbrücke, führen über den Klip-River, eine andere Bahnbrücke über den Spruit- oder Reißbach. Da glaubte ich nun, diesen drei Brücken eine vierte, und zwar eine „Himmelsbrücke“ in Gestalt eines Kirchleins hinzufügen zu müssen.

Das Kirchlein, bloß aus Holz und Wellblech erbaut, muß zugleich als Schule dienen. Unweit derselben hat sich eine katholische Kaffernfamilie niedergelassen, und ein bei dieser Familie wohnendes, gut geschultes Mädchen muß vorläufig als Lehrerin fungieren. Im Kirchlein